



Die Stadt- pfeife oder: Wie heißt das berühmteste Musikerquartett der Welt?



Von Claudia Engmann

„Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant. Geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund wars zufrieden und sie gingen weiter. Und nachdem auch noch eine Katze für die Nachtmusik und ein Rotkopf (Hahn) zum gemeinsamen Musizieren überredet werden, begeben sich alle auf den Weg - eigentlich nach Bremen. Aber wie die Geschichte dann wirklich weiter geht, weiß ja schließlich jedes Kind.

Wer kennt es nicht: das von den Brüdern Grimm aufgezeichnete Märchen von den *Bremer Stadtmusikanten*. Und auch der *Rattenfänger von Hameln*, der mit seiner Pfeife zunächst die Ratten und dann die Kinder Hamelns aus der Stadt lockt und mit ihnen verschwindet, zählt zu den bekanntesten Sagen- und Märchengestalten.

Als Vorlage für diese erfundenen Figuren diente allerdings ein durchaus lebendiger Berufsstand: der des Stadtpfeifers, Stadtmusikers, Instrumentisten und Kunstpfeifers – oder „town musician“, wie er in England, „piffaro“ oder „suonatore“, wie er in Italien beispielsweise genannt wird. In Galicien und in Schweden finden sich auch heute noch vergleichbare Organisationen.

Im Mittelalter als Angestellte der Stadt oder des Rats zunftmäßig organisiert, wandelte sich der Berufszweig der Stadtpfeifer zu einer Art freiem Unternehmertum oder ging in bürgerlichen Musikinstitutionen auf. In Deutschland fand die Praxis einer Stadtmusik mit Lehrlingsinternat erst in den 50er, 60er Jahren dieses Jahrhunderts ihr Ende.



Willi Schultze

geboren in Groß Schneen, Kreis Göttingen, absolvierte die Volksschule und lernte vier Jahre in der Stadtpfeife Reiffenhausen. Nach dem Krieg war er übergangsweise Landarbeiter bei einem Onkel, bis er eine Anstellung bei der Post fand.

Sie sind in den 30er/40er Jahren in einer Stadtpfeife ausgebildet worden. Was für eine Einrichtung war das eigentlich?

W.S.: Das waren reine private Kleinunternehmer sozusagen, die so wie heute private Musikschulen sind, die dann eben nur aus dem Grund Leute bei sich wohnen ließen, weil die Entfernungen so groß waren und die Leute keine Motorräder hatten, und dann wohnten die Lehrlinge beim Chef, wie in einem Internat. Von den Städten haben die Stadtpfeifen ja nicht viel Unterstützung gehabt. Die konnten nicht davon leben. Die Stadt hat nur dafür gesorgt, daß sie bei Vergnügen gespielt haben – das war ihr Privileg und dafür wurden sie honoriert.

Wer durfte in der Stadtpfeife in die Lehre gehen?

W.S.: Jeder, der eine Aufnahmeprüfung bestanden hatte. Zur Aufnahmeprüfung ging mein Vater mit und stellte uns vor, und dann hat er [der Stadtpfeifermeister] sich ans Klavier gesetzt und ein paar Mal auf die Tasten gehaut, sing mal den Ton nach. Ja, ja, gut, gut, der war immer so 'n bißchen forsch, schicken sie Ihren Jungen ersten April hierher; und fertig. Da war die Sache erledigt. Das Dollste war, wie wir vor der Tür waren, klingelten; er kam an, macht die Tür auf. „Choden Tach „, sagte mein Vater auf Platt, „Heil Hitler!“ kriegte er einen ins Gesicht. Das war 1937.

Da waren Sie wohl schon halb durchgefallen?

W.S.: Und da habe ich gedacht, kannst es mal aufgeben, aber da hat er erst mal gefragt, und da ein Vetter von mir das auch schon bei ihm lernt, hat er wohl gedacht, kannst den Jungen man auch nehmen, wenn er Ohren nach dem Koppe hat – das ist ganz wichtig, sagte er, daß er Ohren hat!

War es also Familientradition, eine musikalische Ausbildung in der Stadtpfeife zu machen?

W.S.: Nein; es gab keine Lehrstellen. Ich wollte eigentlich Tischler werden, ein Handwerk lernen. Es war unmöglich, auch schon zwei Jahre vorher bei meinem Bruder genauso. Und da hat der alte Giebel gesagt: *Jchuh doch mit' m jungen Willi noch Rippenhusen, lut ihm doch Musik lernen.* [Geh doch mit dem Willi nach Reiffenhausen, laß ihn doch Musik lernen.] Und da bin ich mit dem Vater losgestolpert durch den hohen Schnee, quer durch den Wald durch nach Reiffenhausen.



Heinrich Möhlheinrich

lernte nach Schulabschluß zunächst ein Dreivierteljahr in der Stadtpfeife Hannoversch Münden bei Schnittker. Ab 1. Mai 1939 wechselte er in die Stadtpfeife von Bad Sachsa. Nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft arbeitete er zunächst beim Hannoversch-Mündener, dann beim Göttinger Operettentheater. Von 1951 bis 54 war er beim Göttinger Sinfonieorchester, anschließend freiberuflich tätig. Ab 1960 im Musikcorps der Bundeswehr.

Wie alt waren Sie da?

W.S.: Da war ich vierzehn Jahre alt – das reguläre Alter, wenn man aus der Hauptschule kam. Während der Lehrzeit gab es noch eine Fortbildungsschule in Groß Schneen, einmal in der Woche. Da kamen dann alle hin: Schmiede, Schlosser, Maler; und da lernte man wieviel Fuhren Mist auf wieviel Morgen Land kamen. Eben für alle was. Dienstags war denn also Schule, ich war müde und bin eingekickt. Fragte der Lüdecke: „Willi, wo warste denn? Wo war denn Kirmes? Warste zur Kirmes? Biste noch müde? Ich sag: Ja. Mach man weiter.“

H.M.: Am 1. Mai 1939 kam ich zur Ausbildung dann nach Bad Sachsa. Ich bin zwei Tage vorher hin gefahren, da mußte ich am ersten Mai schon große Trommel spielen – ohne Vorbereitung. Da ging die Besetzung in den Probesaal. So jetzt häng dir mal die Trommel um, jetzt gehts los. Da habe ich einen Marsch geschlagen. Geht! Meine erste Marschmusik in der Stadtpfeife von Bad Sachsa war in Gieboldehausen. Zum 1. Mai wurden die großen Aufmärsche gemacht, da mußten wir noch nach mehreren Stellen hin, mußten da die Marschmusik machen. Die ganze Prozedur dauerte bis spät abends, am andern Tag mußten wir aber früh schon wieder im Probesaal sitzen. Von wegen einem Tag frei war da nichts. Wir waren aber alle am Ort, wir haben da alle geschlafen, insgesamt etwa 60 bis 70 Lehrlinge. 20 Mann in einem Raum. Im Winter haben wir immer dagelegen. Da war unsere Decke an der Wand festgefroren. Von wegen Heizung! Das war im Harz, war bitterkalt. Und haben auch überlebt.

Wie ging die Ausbildung vor sich?

H.M.: Die Neuen wurden von älteren Lehrlingen ausgebildet. Morgens war Choralprobe: erst ein paar Tonleitern, dann eine Stunde Choralprobe und die große Probe. Aber täglich wurde morgens eine Stunde Choralprobe gemacht, wegen der Ansatzübung, der Tonbildung. Die Jüngeren, die noch keine Konzerte spielen konnten, machten dann im Sommer die Kurkonzerte in Bad Sachsa, in Wieda, in Zorge und in Hohegeiß. Da haben wir im Sommer also fast täglich Konzert gemacht. Man fuhr entweder mit dem Fahrrad zum Auftrittsort, und wer kein's hatte, mußte zu Fuß gehen.



Heinrich
Möhlheirich
und die
Stadtpeifer-
kollegen
von Bad
Sachsa 1941



W.S.: Wir fingen am 1. April an, da wurden einem die ersten vier Wochen im Einzelüben Trommelstöcke in die Hand gedrückt oder ein großer Trommelschläger, ein Notenständer wurde hingestellt mit einer Schlagzeugstimme darauf, und dann ging es los. Dann mußten wir üben.

H.M.: Das waren dann meistens – heute sagen wir: – rhythmische Übungen.

W.S.: Und am 1. Mai hatte er uns so weit, daß wir mitmarschierten beim Umzug. Dann ging er mit der SA- Kapelle hier nach Göttingen, das war ein großer Haufen, und da waren dann auch schon fünfzehn, je nachdem was er zusammenkratzte; und denn aufs Auto drauf nach Groß Schneen, anschließend nach Oberjessa mit'm Lastwagen oder Bus, und dann mußten wir so drei, vier Dörfer um die Mittagszeit abknallen mit Marschmusik – Adolf seine Maiumzüge... Das mußte sitzen. Und zum Herbst brachte er dich soweit, daß du zumindest für Schlagzeug mitgehen konntest – kleine Trommel schlagen, große Trommel schlagen – Kirmes abdrehn. Im Herbst war man so weit herangezöchtigt, daß man Geld brachte, auf deutsch gesagt.

Wenn ein Verein für eine Kirmes meinetwegen acht Mann Musik bestellte, dann schickte er zwölf Mann dahin, dann schickte er die Lehrlinge mit; sie waren dann aus dem Hause raus, also vom Essen los. Das war erst mal ganz wichtig.

Waren zwölf Mann die Standardbesetzung bei einer Kirmes?

H.M.: Ab zehn, wollen wir mal sagen. Neun war das Minimum. Auch fünf und sechs wurden losgeschickt, je nachdem, was sie bezahlen konnten. Es hört sich natürlich dementsprechend auch an. Wir haben ja mit zum Beispiel neun bzw. zehn Personen auch Ouvertüren gemacht. Es klingt eben dünner. Aber es hat jeder seine Stimme bringen müssen und hat sie gebracht. Wir sind meist mit der gleichen Besetzung losgegangen, da ist das Zusammenspiel ja auch wesentlich besser. Zum Schützenfest waren immer zwei Trompeten, zwei Klarinetten, Tenorhorn, Bariton, zwei Hörner, Tuba und Schlagzeug. Wenn kein Bariton da war, mußte einer mit der Posaune mit.

W.S.: Sämtliche Tenorhornisten mußten gleichzeitig auch Baritonstimme blasen können. Und dann hatte er nicht nur eine Stelle, sondern fünf oder sechs Stellen mit Musik zu beschicken. Und dann kamen da die Gesellen dazu, wir nannten die so, die abends nebenberuflich ein paar Stunden bei ihm Musik gelernt hatten. Die machten nur abends bei ihm Probe, und das nannte sich dann Gesellen: hauptberuflich waren das ein Dachdecker, einer von der Bahn und so.

H.M.: Das war ja so, wenn wir fertig waren mit unserer Ausbildung, dann war Schluß. Dann blieb nur einer von jedem Instrument als Geselle da, als Stimmführer. Die anderen mußten abgehen. Bei uns war das so, da kamen die Musikmeister von der Wehrmacht und haben sich die Leute rausgesucht. Wenn du einigermaßen warst, kamst du sofort in ein Musikcorps.

W.S.: Unser Alter verschacherte die immer nach Kassel hin, zum Heeresmusikcorps. *Dich habe ich auch mit gemeldet nach Kassel.* Ich sagte, ich gehe zu den 82ern, dem Göttinger Regiment, habe ich mich schon gemeldet und auch schon Probe geblasen.

Ab wann durfte man denn in der Regel bei den Konzerten mitspielen?

H.M.: Man mußte blasen können. Wenn es hieß, du kannst schon eine Ouvertüre oder einen Konzertwalzer mitmachen, war man dabei. Nach einem Jahr spätestens, dann mußte man so weit sein, daß man schon zum Schützenfest gehen konnte, um für den Chef Geld zu verdienen.

Das ganze Geld bekam also der Unternehmer, der Chef?

H.M.: Ja. Wir hatten halbe Verpflegung und mußten aber unser Krankengeld, das war damals 12 Mark 50, selber zahlen. Wir bekamen nur mittags warm zu essen, morgens Kaffee und abends Tee. Was dazu mußte man sich selber stellen. Verdient haben wir ja nichts, das mußte man sozusagen als Lehrgeld bezahlen. Das Bettzeug hatte man ja sowieso selber mitzubringen. Wir schliefen mit zwanzig Mann in einem Raum.